

Vinciane Despret

**Was würden Tiere sagen,  
würden wir  
die richtigen Fragen stellen?**

Aus dem Französischen übersetzt von Lena Völkening

UNRAST

## II. **Vorwort** Über wissenschaftliche Fabeln in der Empirie

*Bruno Latour*

Bereitet euch darauf vor, Geschichten zu lesen wie »Das Schwein, das zu lügen versuchte«, »Die viel zu schlaue Elster«, »Der Elefant und der Spiegel«, »Der Papagei, der nicht nachplappern möchte«, »Die Kuh, die gerne meditieren würde«, und »Die Ziegen, die nicht gezählt werden können«, Geschichten wie »Die Zecke, die glaubt, sie ist Charles Sanders Peirce«, oder wie »Der Pinguin, der zu viele queere Geschichten gelesen hat«, und nicht zu vergessen: »Der Lemur und der Ethologe, die des Kindsmordes bezichtigt werden«, und viele, viele weitere. Bereitet euch darauf vor, viel Wissenschaftliches zu lesen und gleichzeitig viel darüber zu lernen, wie gute, schlechte oder fürchterlich schlechte Wissenschaft funktioniert. Gleich lernt ihr ein neues Genre kennen, die wissenschaftlichen Fabeln, womit ich nicht Science-Fiction oder ausgedachte Geschichten über die Wissenschaft meine, sondern im Gegenteil Wege, wirklich zu verstehen, wie schwierig es ist herauszufinden, wozu Tiere imstande sind. Dies ist eines der wertvollen Bücher, die in den Bereich der neu aufkommenden *Scientific Humanities* gehören, was bedeutet, dass, um zu verstehen, was Tiere zu sagen haben, sowohl die Natur- als auch die Geisteswissenschaften zu Rate gezogen werden müssen.

Das Problem bei Tieren ist, dass jeder schon Erfahrungen mit ihnen gemacht und zahlreiche Ideen hat, inwiefern sie Menschen ähneln oder

nicht. Wenn man also damit anfängt, einen strukturierten Bericht über ihre Gewohnheiten zu liefern, sieht man sich sofort mit einem Schwall von Aussagen wie »aber meine Katze tut dies«, »ich habe auf Youtube einen Löwen gesehen, der das gemacht hat«, »Wissenschaftler haben bewiesen, dass Delfine das können«, »auf dem Bauernhof meines Großvaters haben die Schweine immer das gemacht« und so weiter und so fort konfrontiert. Das Gute daran ist, dass, wann immer man etwas über Tiere sagt, es wirklich jeden interessiert, was man zu sagen hat. Das Schlechte daran ist, dass der eigene Bericht in diesem Schwall von alternativen Berichten ertränkt wird, die aus völlig unterschiedlichen Überlegungen und Erfahrungen im Umgang mit Tieren entsprungen sind.

Die meisten Wissenschaftler versuchen, wenn so viele Alternativen zu ihren Berichten auf sie einprasseln, sich von all diesen Sichtweisen zu distanzieren, um dann bei null anzufangen und so exakt wie möglich nachzuahmen, was ihre Wissenschaftlerkollegen in angrenzenden Forschungsbereichen mit physischen Objekten und chemischen Reaktionen gemacht haben. Was auch immer die Durchschnittsbürger, Tierbesitzer, Viehzüchter, Naturschützer und Dokumentarfilmer so gesagt haben, wird als bloße »Anekdote« beiseitegeschoben. Und dasselbe passiert mit dem, was Wissenschaftler in früheren Jahrhunderten oder Kollegen, die einer anderen Schule angehören, unter ungewöhnlichen Umständen beobachtet zu haben behaupten, zum Beispiel in der Feldforschung. »Das waren jetzt genug Anekdoten, lass uns jetzt unter kontrollierten Bedingungen im Labor echte Daten sammeln, um das Verhalten der Tiere so objektiv, neutral und distanziert wie möglich zu untersuchen.«

Wenn die Laien nicht mit am Tisch sitzen dürfen, dann liegt das diesen Wissenschaftlern zufolge daran, dass sie Geschichten erzählen, von denen man, wenn man sie hört, niemals wissen wird, ob daraus ihre Gefühle, Sichtweisen und Gewohnheiten sprechen oder die der Tiere *selbst*. Nur die streng kontrollierten Bedingungen im Labor bewahren die Wissensproduktion davor, in die »Anthropomorphismus«-Falle zu tappen. Dem so zu begegnen, erzeugt ein interessantes Paradoxon: Nur,

indem man die extremst *künstlichen* Bedingungen in Laborexperimenten herstellt, kann man herausfinden, wozu Tiere wirklich fähig sind, wenn sie von allen von den Menschen *künstlich* auf sie übertragenen Werten und Annahmen befreit wurden. Ab dem Zeitpunkt zählt nur noch eine bestimmte Anzahl geordneter Berichte darüber, was Tiere unter diesen Bedingungen tun, als echte Wissenschaft. Alle anderen werden als »Geschichten« bezeichnet und die Geschichtenerzähler als bloße Laien abgetan.

In den vergangenen 20 Jahren hat Vinciane Despret, die sowohl ausgebildete experimentelle und klinische Psychologin als auch Philosophin ist, nie damit aufgehört, sich mit diesem Paradoxon auseinanderzusetzen. Warum sollten wissenschaftliche Erkenntnisse über Tiere unter derart künstlichen Bedingungen erlangt werden, um all die ebenso künstlichen Fälle von Begegnungen von Menschen mit Tieren *loszuwerden*? Ist der Kampf gegen den Anthropomorphismus so wichtig, dass er dem weichen sollte, was sie als allgemeinen »Akademikozentrismus« bezeichnet? Gemeint ist damit, dass nur ganz bestimmte Sichtweisen den Tieren und aber auch denjenigen, die wissenschaftliche Berichte lesen, aufgedrängt werden. Ist es nicht etwas seltsam, dass Beschreibungen der Natur mit Tricks ermöglicht werden sollen, während das, was ganz natürlicherweise passiert, als Quelle ausgedachter Geschichten gilt? Denn Wissen wird letztendlich immer aus künstlich entwickelten Gründen und unter künstlich hergestellten Bedingungen produziert, warum also nicht auf die Tausende von Fällen zurückgreifen, in denen Menschen *auf natürliche Weise* mit Tieren interagieren – den täglichen Umgang mit Labortieren und das Planen neuer Versuche ebenso wie die Arbeit von Trainern und Viehzüchtern inbegriffen – um Wissen *anzuhäufen*, statt welches *wegzunehmen*?

Vinciane Despret gehört einer ganz besonderen Sorte empirischer Philosophen an. Gelegentlich wird übersehen, dass es zwei verschiedene Arten von Empirikern gibt: die *Wegnehmer* und die *Hinzufüger*. Ersteren geht es darum, ihre Thesen zu untermauern, allerdings nur unter

der Bedingung, dass eine These die Zahl der Alternativen verringert und die der Stimmen, die auch etwas beitragen wollen, begrenzt. Es geht ihnen darum, zu vereinfachen, zu beschleunigen und manchmal sogar eine Sichtweise komplett auszuschließen und, wenn möglich, die Geschichtenerzähler ebenfalls zum Schweigen zu bringen. Die *Hinzufüger* unter den Empirikern interessieren sich genauso für objektive Fakten und Thesen mit Hand und Fuß, aber sie fügen gerne Dinge hinzu, verkomplizieren, spezifizieren und verlangsamen sie, wann immer es möglich ist, und vor allem halten sie inne, damit auch andere Stimmen gehört werden können. Sie sind Empiriker, aber Empiriker im Stil eines William James. Wenn sie nichts wollen als das, was durch Erfahrung gewonnen wird, wollen sie ganz sicherlich nicht *weniger* als die Erfahrung. Wie Isabelle Stengers, eine von Desprets wichtigsten Inspirationsquellen für ihre besondere Methode, zu sagen pflegt: Die Wissenschaft würdigt sich selbst herab, wenn sie von ihren Erfolgen ausgehend argumentiert, um andere Sichtweisen ganz auszuschließen. Stengers und Despret propagieren nicht ein Entweder-oder, sie sind Verfechterinnen des Sowohl-als-auch.

Wie schafft es ein Empiriker, konsequent *hinzuzufügen*? Indem er zuerst einmal das, was die *Wegnehmer* geschrieben haben, sehr ernst nimmt und sehr sorgfältig liest. Desprets Genialität besteht darin, dass sie die wissenschaftliche Literatur liest, aber nicht, um sie zu bewerten (also die wenigen stichhaltigen Fakten auszumachen und die übrigen als irrelevant abzutun), sondern um herauszufinden, was darin über die zahlreichen Schwierigkeiten zu finden ist, Orte zu erschaffen, die wirklich einige der Bedingungen replizieren, unter denen Menschen und Tiere miteinander interagieren, oder, wichtiger noch, unter denen Tiere mit anderen Tieren interagieren. Und dann nutzt sie in einem zweiten Schritt diese Schwierigkeiten dazu, zu beleuchten, wie auch die vielen anderen Arten von Wissensproduzenten mit Tieren umgehen, dies aber tun, indem sie sich auf völlig andere Weise mit ihnen auseinandersetzen. Auf Laborarbeit begründete Sichtweisen müssen natürlich eingeschlossen sein, liefern

sie doch derart großartige Erkenntnisse, ohne dass ihnen aber dabei die Macht zugesprochen wird, alternative Sichtweisen auszuschließen.

Ein so gnädiger Umgang mit der wissenschaftlichen Literatur hat einen ganz besonderen Effekt, den ich den *Despret-Effekt* nenne: Ein karger Wissenschaftskorpus, der Hunderte von oft merkwürdigen Versuchszusammenhängen enthält, wird zu einer faszinierenden Lektüre. Er wird mit Humor behandelt, aber ohne jegliche Ironie und, was das Seltsamste daran ist, ohne den kritischen Ton anzuschlagen, mit dem Tierliebhaber so oft gegen wissenschaftliche Thesen angehen. Wenn ihr Empiriker seid, die *hinzufügen*, müsst ihr euch dem Wegnehmen in jeglicher Form widersetzen. Dem Eliminativismus derer, die die Laien gerne vor die Tür setzen würden, aber auch dem Eliminativismus derer, die davon träumen, die Wissenschaft allgemein zu umgehen – zwei Arten von Obskurismus, die miteinander konkurrieren und einander ergänzen.

Dank des Despret-Effekts ist die Empörung, mit der ihr auf eine alternative Version dessen, was ein Tier tun soll, reagiert, jedes Mal auch eine neue Gelegenheit, infrage zu stellen, wie ihr Menschen wie Tieren *Agency* zuschreibt. Von der Frage nach dem Anthropomorphismus kommt ihr zu der sehr viel interessanteren nach der *Metamorphose*, womit ich nicht nur meine, die Grenze zwischen dem, was Mensch und was Tier ist, zu überprüfen (eine eingeschränkte Problematik, wenn sie überhaupt je existierte), sondern die vielseitige Natur dessen, was es bedeutet, *belebt* zu sein, zu erforschen. Wissenschaftler, Viehzüchter, Tierliebhaber, Haustierbesitzer, Zoowärter, Fleischesser – wir alle versuchen ständig, dem zu entgehen, diesen Lebewesen, mit denen wir ständig die Gestalt ändern (*Gestaltänderung* ist die Entsprechung für das lateinische *metamorphosis*), das Belebtsein abzusprechen oder es ihnen übermäßig zuzugestehen.

Nach zahlreichen Langzeitbefragungen hat sich Vinciane Despret entschieden, mit *Was würden Tiere sagen, würden wir die richtigen Fragen stellen?* einen großen Teil ihrer bisherigen Arbeit in einer Reihe kurzer Kapitel darzulegen, die sich ganz wie La Fontaines Fabeln lesen,

nur dass ihre Fabeln nicht aus einer tausend Jahre alten Tradition hervorgehen. Stattdessen fußt jede von diesen Fabeln auf einem bestimmten Korpus wissenschaftlicher und ethnografischer Literatur über eine oder mehrere Begegnungen mit Tieren.

Der Bezug dieses Buchs zu den Fabeln ist natürlich, dass Tiere sprechen oder, genauer gesagt: »sprechen würden«, *wenn wir nur* die »richtigen Fragen« stellen könnten. Während es in der Fabel als traditioneller Textgattung unproblematisch zu sein scheint, das Tier etwas Witziges, Kritisches, Scharfsinniges, Ironisches oder Dummes sagen zu lassen, wird hier jegliche Äußerung darauf bezogen, *wie* die Fragen gestellt werden. Und sind die Fragen oft witzig, kritisch, scharfsinnig, ironisch oder schlicht dumm – und manchmal stehen sie in Bezug zu einem Verbrechen (vgl. die Fabel, die den Titel »Der Sadist Harlow und seine Affen« tragen könnte). So bringt uns jede Fabel näher an das heran, was die kollektiven Ausdrucksschwierigkeiten derer genannt werden könnten, die andere zum Reden bringen könnten, würden sie nur selbst nicht so schlecht hören.

Bei Despret ist die Fähigkeit, Tiere dazu zu bringen, etwas Relevantes zu sagen, oft ansteckend: Dumme Fragen bringen dumme Tiere hervor, die von Menschen analysiert werden, die sogar noch dümmer werden. Kluge Fragen befördern kluge Tiere zutage, die Lesern, indem ihre Taten niedergeschrieben werden, ein besseres Verständnis von der Welt beibringen können. Liest man Despret, steht außer Frage, dass die Welt an Komplexität gewinnt und dass das, was es bedeutet, *belebt* zu sein, eine tiefgreifende Metamorphose durchläuft.

Der Grund aber, weshalb dieses Buch der neuen Textgattung der wissenschaftlichen Fabeln zuzurechnen ist, ist der, dass jedes Kapitel *mit einer Moral* endet. Nicht mit den etwas faden moralischen Lektionen, die La Fontaine ans Ende seiner Geschichten zu setzen pflegte, sondern ganz im Gegenteil, mit einer Reihe äußerst kühner philosophischer Lektionen. In gewisser Weise ist Desprets *Fabliau* nichts geringeres als ein Buch über wissenschaftliche Methoden, das nicht nur von jungen

Wissenschaftlern gelesen werden könnte, die eine Karriere im Bereich der Ethologie beginnen, sondern auch von all jenen, die sich nie sicher sind, wie sie mit wissenschaftlichen Neuigkeiten über »ihre« Tiere umgehen sollen.

In gewisser Weise kann das Buch als eine Aneinanderreihung moralischer Erzählungen gelesen werden, die nicht nur davon handeln, wie Wissenschaft betrieben werden soll, sondern auch – was die Leserschaft allgemein anbetrifft – davon, wie wir an uns selbst unsere eigenen ethischen Reaktionen überprüfen können. Das trifft ganz besonders auf die Frage zu, wie Nutztiere behandelt werden – ein sehr schwieriges Thema. Wie kann selbst bei einem derart sensiblen Thema die Frage nach der *Agency* über eine hinzufügende und nicht wegnehmende Form der Empirie weiterhin gestellt werden? In einer Fabel, die den Titel »Der Landwirt und die arbeitende Kuh« tragen könnte, erwähnt Despret eine Studie ihrer Freundin Jocelyne Porcher, die insbesondere dafür steht, »Menschen und Tiere, Landwirte und ihre Tiere, immer zusammenzudenken. Tiere nicht länger als Opfer zu betrachten, bedeutet zu denken, dass eine Beziehung etwas anderes sein kann als Ausbeutung. Gleichzeitig bedeutet es, eine Beziehung zu denken, in der Tiere, weil sie in Bezug auf ihre Natur oder ihre Kultur keine Trottel sind, sich selbst aktiv einbringen, in der sie geben, sich austauschen, empfangen und in der Landwirte, weil es sich um keine Ausbeutung handelt, geben, empfangen, sich austauschen und gemeinsam mit ihren Tieren wachsen.«<sup>1</sup>

Warum ist es so schwer, *Agency* nicht zu leugnen, wenn es dabei um Tiere geht? Es liegt an dieser seltsamen Absicht, Entitäten, aus Angst, ihnen das Belebte sein übermäßig zuzugestehen (das heißt: ihnen eine Art *Seele* zu geben), Selbiges ganz abzusprechen. Desprets Ansatz macht so außergewöhnlich, dass sie genau die Literatur, die den Tieren das Belebte sein abzusprechen sucht, mit dem ausdrücklichen Ziel verwen-

---

1 Vgl. Kapitel »T wie Team«.

det, zu zeigen, wie *belebt* diese ist. Doch *belebt* ist ebenso weit von *eine Seele haben* entfernt wie davon, als Computer zu agieren. Das zu zeigen gelingt ihr nicht nur anhand von Beispielen aus dem *Behaviorist Turn* (der mittlerweile zur Fundgrube für lustige Anekdoten geworden ist), sondern auch anhand von Fällen aus dem *Sociobiological Turn*, im Zuge dessen Gene mit so viel kausaler *Agency* ausgestattet waren, dass für die von ihren selbstsüchtigen Genen geleiteten Tiere nichts mehr übrig blieb, was sie »von alleine« tun konnten. Reduktionismus ist in vielerlei Hinsicht ein unerreichbares Ideal, sobald man anfängt, den Versuchsaufbau hervorzuheben, mit dem die »Reduktion« erreicht wird. Von Mal zu Mal ergeben sich immer mehr interessante Fragen.

Dieser inhärente Widerspruch tritt bei niemandem so deutlich hervor wie bei Lorenz. In einer Fabel, die den Titel »Der Pfau und die Wissenschaftler« tragen könnte, schreibt Despret: »Die Ethologen, die [Lorenz] dann folgen, haben gelernt, Tiere als nur >reagierende< statt als >fühlende und denkende< Lebewesen anzusehen und jegliche Möglichkeit, individuelle und subjektive Erfahrungen einzubeziehen, auszuschließen. Die Tiere werden verlieren, was eine entscheidende Bedingung für die Beziehung gewesen war, nämlich die Möglichkeit, den, der sie analysiert, zu *überraschen*. Alles wird vorhersehbar. Beweggründe werden durch Handlungsursachen ersetzt, seien sie nun vernünftig oder unrealistisch, und das Wort >Initiative< weicht dem Begriff >Reaktion<«. <sup>2</sup> Nur dass uns Lorenz außerdem als derjenige in Erinnerung geblieben ist, der viele der früheren Herangehensweisen voll Respekt und Aufmerksamkeit gegenüber dem überraschenden Verhalten der Tiere restauriert hat. Ist Lorenz also letzten Endes ein Empiriker, der hinzufügt, oder einer, der wegnimmt? Ach, würde doch nur Tschok die Dohle die Geschichte aus seiner Perspektive erzählen können!

---

2 Vgl. Kapitel »F wie Forschung«.

Für mich ist der Hauptgrund, warum die Fabel für Fabel aufgerollten moralischen Erzählungen für die *Scientific Humanities* und allgemeiner für die Philosophie so wichtig sind, dass das, was Despret in Bezug auf Tiere, vor allem des 20. Jahrhunderts, in ihrer Beziehung zu Menschen zeigt, das ist, was in früheren Jahrhunderten mit physikalischen, chemischen und biochemischen Entitäten passiert ist. Die endlose Zahl von Beziehungen, die Menschen mit Materiellem hatten, war auf eine viel kleinere Menge von Verbindungen mit dem, was später »Materie« genannt wird, reduziert worden. Materialität und Materie sind ebenso verschiedene Phänomengruppen wie es der Affe, den Shirley Strum vor Ort beobachtet (vgl. die Fabel »Der Pavian und die Frau aus Berkeley«), und der Affe, der in den 1970er-Jahren im Labor eines Behavioristen sitzt, sind. Heute wird es so sehr als selbstverständlich angesehen, andere Stimmen, Sichtweisen, Fähigkeiten und Gewohnheiten auszuschließen, dass wir nicht mitbekommen und uns auch nicht vorstellen können, dass erst umfassende Prozesse dazu geführt haben, *Agencys* zu regulieren und, auch hier, Materialität mit einigem Nachdruck das Belebte abzusprechen, um am Ende so etwas wie »eine materielle Welt« zu erhalten. Und in ebendiese stark vereinfachte »materielle Welt« müssen die armen Tiere – die Menschen inbegriffen – gesteckt werden und darin sollen sie mit Müh und Not überleben.

Wurdet ihr aber erst einmal von Desprets großmütiger Lehre angesteckt, könnt ihr gar nicht mehr damit aufhören, das Gelernte auch auf andere Dinge zu übertragen, zum Beispiel in der Physik und der Chemie. Schließlich war es Alfred North Whitehead, welcher ebenfalls großen Einfluss auf ihre Methode hatte, der forderte, dass wir auch in der Physik lernen sollten, als Empiriker wieder hinzuzufügen und nicht wegzunehmen: »Für die Naturphilosophie ist alles Wahrgenommene in der Natur. *Wir sollen nicht etwas herausgreifen und auswählen.* Für uns sollte das rote Sonnenuntergangslicht ebenso ein Teil der Natur sein wie die Moleküle und elektrischen Wellen es sind, anhand derer Wissenschaftler das Phänomen erklären würden. *Die Naturphilosophie* muss analysieren,

wie diese verschiedenen natürlichen Elemente miteinander verbunden sind.«<sup>3</sup> Die Schönheit von Desprets Arbeit liegt darin, dass sie in der Tat eine »Naturphilosophin« ist, die nicht nur die Themen, mit denen sich die Philosophie normalerweise beschäftigt, vollständig rehabilitiert, sondern auch die potenziellen *Agencys*, mit denen die »Natur« ausgestattet ist. Und darüber hinaus tut sie dies mit einer stilistischen Neuschöpfung, den wissenschaftlichen Fabeln, die in ihrem Rhythmus, ihrem Humor, ihrem umfassenden Wissen über so viele Experimente und ihre Umstände exakt das nachahmen, zu dem wir gemeinsam mit intelligenten Tieren wieder eine Verbindung herstellen müssen, welche von den schlaun Gerätschaften von Wissenschaftlern, die diese intelligent entworfen haben, dazu gebracht werden, intelligente Sachen zu sagen – wobei *diese* all jene sind, die sich darin zusammengefunden haben. Wagt folgendes Gedankenexperiment: Vergleiche das, wozu Wölfe, Affen, Raben, Kühe, Schafe, Delfine und Pferde vor dreißig Jahren fähig gewesen sein sollen, mit den Fähigkeiten, mit denen sie heute ausgestattet sind. Ein völlig neues Universum von Fähigkeiten hat sich aufgetan.

Das Problem und zudem das, was Desprets Arbeit sogar noch interessanter macht, besteht darin, dass eine derartige Expansion der Fähigkeiten wie bei den Tieren nicht parallel auch bezüglich dessen stattfindet, wozu »menschliche« *agents* angeblich fähig sind. An dieser Stelle wird ihre Arbeit für die politische Philosophie bedeutsam. Das ist es, was Donna Haraway, die ebenfalls Desprets Sicht entscheidend beeinflusst hat, unternahm, als sie die gegenseitige Beziehung, die sie mit ihrem Hund Cayenne aufgebaut hatte, als Beispiel nannte für die Art von Aufmerksamkeiten, die wir aufbringen müssten, um wieder politische *agents* zu werden. Da sie der Aufmerksamkeit, die ihnen andere, tierische Gefährten schenkten, beraubt wurden, haben die Menschen die Fähigkeit verloren, sich wie *Menschen* zu verhalten. Das gibt dem Kampf

---

3 Whitehead, Alfred North: *The Concept of Nature*, Cambridge 2004 (1920). (Dt. Übersetzung: *Der Begriff der Natur*, Weinheim 1990.)

gegen den Anthropomorphismus seine Ironie: Die meisten Menschen werden von den Soziologen oder Ökonomen heutzutage nicht ebenso großzügig behandelt, wie Wölfe, Raben, Papageien und Affen von ihren Wissenschaftlern behandelt werden. Mit anderen Worten: Ein Buch mit dem Titel *Was würden Menschen sagen, würden wir die richtigen Fragen stellen?* muss erst noch geschrieben werden. Sicher aber ist, zumindest zum jetzigen Zeitpunkt und wenn wir die Sache in Vinciane Desprets zuverlässige Hände legen, dass Tiere zahlreiche moralische Geschichten erzählen können, die immensen Nutzen haben könnten, wenn *ihre* Wissenschaftler den Menschen denn erlauben würden, sie sich anzuhören.